
KINDLERS

NEUES

LITERATUR

LEXIKON

CHEFREDAKTION
RUDOLF RADLER

BAND 16

ST-VA

München 1991

bereits als früher indigenistischer Dichter in Erscheinung getreten, als er für seinen unter Beteiligung seines Bruders verfaßten Roman *Canapé-Vert* einen nordamerikanischen Literaturpreis erhielt und damit zu einem allerdings kurzlebigen internationalen Ruf gelangte. Dieser Erfolg beruhte darauf, daß verschiedene publikumswirksame Techniken der indigenistischen Bewegung kombiniert, aber auch übersteigert eingesetzt wurden. Hierzu gehören vor allem die detaillierten Beschreibungen von Voodoo-Zeremonien bis hin zur Zitierung von Kultgesängen (mit Übersetzungen und Anmerkungen!) auf der einen Seite; auf der anderen Seite erscheint der Voodoo als eine wirkliche, geheimnisvolle wie auch zerstörerische Macht, mit der sich die Bauern Haitis gegenseitig zugrunde richten.

Canapé-Vert ist ein Dorf, das heute als Villenviertel in die haitianische Hauptstadt Port-au-Prince eingemeindet ist. In der Erzählung ist der Ort aber noch eine in sich geschlossene Welt, die mit der nahen Hauptstadt kaum in Verbindung steht. Trotzdem gibt es zwischen den Bewohnern keine Gemeinsamkeit, denn alle Beziehungen werden durch die bedrückende Macht des Voodoo-Glaubens geprägt; unter seinem Einfluß entwickeln sich aus banalen Anlässen Unglücksfälle, die sich zu einer Orgie der Gewalt steigern. Ihr Angelpunkt ist, wie sich im Laufe der Erzählung herauszustellen scheint, ein Pakt mit dem Torgott Baron Samedi, den einer der Protagonisten, Tonton Bossa, geschlossen hat. Dadurch wurde er zwar reich, aber als er seine Verpflichtung zum Menschenopfer nicht mehr erfüllen mag, verschwinden nacheinander seine drei Söhne, und Tonton Bossa selbst begeht Selbstmord. Eine Reihe von Unglücksfällen, die die damit verstrickten Familien treffen, erklären sich nun daraus, daß der tödliche Pakt weiterbesteht, aber nicht mehr erfüllt wird: Aladin verstößt seine Geliebte Sanite, die sich aus Verzweiflung in eine Schlucht stürzt; seine neue Geliebte Florina, eine Nichte Tonton Bossas, verläßt ihn aber bald, da sie sich in einen aus Kuba heimgekehrten Sohn des Toten, José, verliebt; sie wird von der Familie verstoßen. Prévilon, ihr Vater, ergibt sich immer mehr der Trunksucht und wird von einem umstürzenden Baum erschlagen. Von einem rasenden Voodoo-Gott besessen, metzelt Aladin José und Florina nieder und flieht in die Dominikanische Republik. Dadurch kommt ein Außenstehender ins Spiel: der machtvolle Dorfpolizist Dorilus. Sein Hund zerfleischt die beiden Leichen und greift später in wilder Raserei Tiere und Menschen an. Der entmachtete Dorilus bekennt, bevor er sein Leben in einer Voodoo-Trance beendet, daß eigentlich er es war, der den unheilvollen Teufelspakt geschlossen hatte.

Die geringe innere Kohärenz der Handlung, in die noch weitere unverbundene, aber ebenfalls blutige Geschichten eingeschaltet werden, zeigt, daß es den Autoren in erster Linie um die bewährte Kombination von Voodoo und Gewalt zu tun war. Da die Autoren keinerlei weitere Hintergründe vermit-

teln, bleiben die Kausalketten sehr kurz: Mangel an Wissen erzeugt Angst und Mißtrauen; die irrationale Weltsicht führt direkt zur Gewalt. Daß sie dabei, ohne jedes Verständnis für soziale Probleme und den afrikanischen Hintergrund des Voodoo, ein gängiges Bild vom dummen, abergläubischen und primitiven Leidenshaften unterworfenen schwarzen Bauern kolportieren, vertuschen sie geschickt durch eine »objektive« Erzählhaltung, mit der die Erlebniswelt der Protagonisten einbezogen wird. Die aufgeklärte Welt des haitianischen Mittelstandes wird erst gegen Schluß eingeblendet, wenn sich der angeblich von Baron Samedi besessene Hund als Träger der Tollwut erweist und von den Behörden beseitigt wird.

Die Autoren versuchten in den folgenden Jahren, ihren Erstlingserfolg mit ähnlich strukturierten Romanen zu wiederholen: 1946 erscheint der Roman *La bête de Musseau*, in dem die Bewohner eines Dorfes durch ein angeblich übernatürliches »Monster« terrorisiert werden; es erweist sich am Ende des Werkes als ein gewaltiger dressierter Hund. In *Le crayon de Dieu* (1952) schließlich geht es um den Terror der kleinbürgerlichen Gesellschaft einer Provinzstadt, mit dem ein notorischer Schürzenjäger verfolgt und schließlich vernichtet wird. Auch hier spielen Voodoo und Schwarze Magie als Teile der Verleumdungsstrategie eine Rolle. Die Autoren bleiben damit ihrem Thema, der Darstellung des Voodoo als einer finsternen Macht in einer in ihrer sozialen Struktur zerstörten Gesellschaft treu; allerdings setzen sie mehr und mehr dem »Aberglauben« ihrer Mitbürger ihren eigenen »aufgeklärten« Standpunkt entgegen und verzichten darauf, ihn zum Teil einer »wunderbaren Wirklichkeit« zu machen. U.F.

AUSGABE: NY 1944.

LITERATUR: U. Fleischmann, *Ideologie und Wirklichkeit in der Literatur Haitis*, Bln. 1969. – Berrou u. P. Pompilius, *Histoire illustrée de la littérature haïtienne*, Port-au-Prince, Bd. 3, 1975 ff. – M. Dash, *Literature and Ideology in Haiti 1915–1961*, Ldn. 1981. – L. F. Hoffmann, *Le roman haïtien*, Sherbrooke 1982.

LUDWIG THOMA

* 21.1.1867 Oberammergau
† 26.8.1921 Tegernsee

LITERATUR ZUM AUTOR:

L. T. *Die Geschichte seiner Liebe u. Ehe. Aus Briefen u. Erinnerungen*, Hg. W. Ziersch, Mchn. 1928. – W. L. Heilbronner, *L. T. as a Social and Political Critic and Satirist*, Diss. Univ. of Michigan 1955. – F. Heinle, *L. T. in Selbstzeugnissen und*

Bilddokumenten, Reinbek 1963; ²1985 (rm). –
 L. T. *Ein Leben in Briefen (1875–1921)*, Hg.
 A. Keller, Mchn. 1963. – S. Sandrock, *The Art of*
L. T., Ann Arbor/Mich. 1964. – R. Ziersch, L. T.,
 Mühlacker 1964 [m. Bibliogr.]. – G. Thumser,
L. T. und seine Welt, Mchn. 1966. – L. T. zum 100.
Geburtstag, Hg. Stadtbibliothek Mchn., Bearb.
 R. Lemp, Mchn. 1967. – M. Fritzen, *Das satirische*
Werk L. T.s, Diss. Ffm. 1970. – P. Haage, L. T.
Bürgerschreck u. Volksschriftsteller, Mchn. 1975;
 ern. 1985 [m. Bibliogr.]. – C. N. Jones, *Tradition*
and Innovation: The Volkstücke of L. T., Ann
 Arbor/Mich. 1978. – L. T. *Vom Advokaten zum*
Literaten. Unbekannte Briefe, Hg. R. Lemp, Mchn.
 1979. – H. Ahrens, L. T. *Sein Leben, sein Werk, seine*
Zeit, Pfaffenhofen 1983. – F. Fenzl, L. T. *Ein*
bayerischer »Dichter« der Jh.-Wende, Diss. Mchn.
 1983. – L. T. *Bilder, Dokumente, Materialien zu*
Leben u. Werk, Bearb. R. Lemp, Mchn. 1984. –
 L. Thoma, *Sämtliche Beiträge aus dem »Miesbacher*
Anzeiger» 1920–21, Hg. u. Komm. W. Volkert,
 Mchn. ²1990. – G. M. Rösch, L. T. *als Journalist.*
Ein Beitrag zur Publizistik des Kaiserreichs u. der
frühen Weimarer Republik, Ffm. 1990.

ANDREAS VÖST

Bauernroman von Ludwig THOMA, erschienen
 1906. – Thoma erzählt in diesem Roman die Ge-
 schichte der Feindschaft zwischen dem Schuller-
 bauern Andreas Vöst und dem Pfarrer Baustätter
 und verbindet sie mit dem Kampf der Bauernbewe-
 gung gegen das Zentrum um 1890. Weil der Schu-
 ler den Bau eines neuen Kirchturms verhindern
 half, verfolgt ihn der Seelsorger Baustätter mit
 Feindseligkeiten, und dies veranlaßt ihn dazu, sich
 trotz anfänglicher Bedenken als Bürgermeister zur
 Wahl zu stellen. Er gewinnt gegen den Kandidaten
 des Pfarrers, Hierangl, wie auch in zahlreichen an-
 deren Gemeinden die Kandidaten des Bauern-
 bunds gewählt werden. Baustätter zeigt Hierangl
 daraufhin einen Zettel aus dem Kirchenbuch, auf
 dem der Amtsvorgänger des Pfarrers, Maurus
 Held, notierte, Vösts Vater habe sich über die rohe
 Behandlung durch seinen Sohn beklagt. Baustätter
 teilt dies auch dem Bezirksamtman mit, der einen
 willkommenen Grund sieht, gegen den Bauern-
 bund ein Exempel zu statuieren, indem er Vöst in
 seinem Amt nicht bestätigt. Vöst beschwert sich
 beim Amtmann wie beim Domkapitel, daß die An-
 schuldigung falsch sei und der Zettel getilgt wer-
 den müsse. Er erreicht nichts und wendet sich da-
 raufhin von der Kirche ab, weil die Religion als
 Deckmantel der »Schlechtigkeit« diene. Als er um
 Weihnachten und Neujahr die kirchlichen Bräuche
 verweigert, verliert er das Vertrauen seiner Mit-
 wohner: »Denn die Sitte ist älter als die Menschen.
 Und sie ist stärker. Weil sie das nüchterne Leben seg-
 net, ist sie ehrwürdig, und weil sie ehrwürdig ist, kann
 sie keiner ohne Schaden verletzen.« So kann der Pfar-
 ter seine Feindschaft leichter als Seelsorge bemän-
 teln, bis der Theologiestudent Sylvester Mang in

den Ferien zu seiner Mutter zurückkommt und von
 den Anschuldigungen gegen Vöst erfährt. Maurus
 Held war sein Mentor und Freund gewesen, so daß
 Sylvester die Anschuldigungen für ungläubwürdig
 erklären und den Zettel als gefälscht erkennen
 kann. Trotz Sylvesters Erklärungen wird Vöst
 nicht als Bürgermeister anerkannt, noch wird der
 Zettel vernichtet. Am Ostersonntag reizt ihn der
 Hierangl erneut mit der angeblichen Beschuldi-
 gung; im Verlauf einer Schlägerei zwischen beiden
 wird er von Vöst tödlich verwundet. In der Ge-
 richtsverhandlung gelingt es Baustätter erneut, sein
 Verhalten gegen Vöst als seelsorgerliche Pflicht
 darzustellen, so daß dieser zu vier Jahren Gefängnis
 verurteilt wird.

In der Parallelgeschichte um den jungen Theolo-
 giestudenten Sylvester Mang und seine Liebe zu
 Gertraud Sporer, der Tochter eines Münchner
 Kaufmanns, beschreibt Thoma die Selbstfindung
 eines Menschen, die identisch ist mit der Abwen-
 dung vom erzwungenen Priesterberuf. München
 und die Familie Sporer stehen für soliden Wohl-
 stand und bürgerliche Bescheidenheit, wie sie Tho-
 ma auch in den *Erinnerungen* (entst. 1917–1919)
 und in dem Romanfragment *Münchnerinnen*
 (entst. 1919) darstellt.

Thoma begann den Roman im November 1902
 und legte ihm einen wahren Vorfall aus dem Jahr
 1899 zugrunde, als er Anwalt in Dachau war. Da-
 mals vertrat er den Bauern Peter Loder aus Puch-
 schlagen, über den der frühere Dorfpfarrer Feller
 ins Kirchenbuch eingetragen hatte, er habe seinen
 Vater schlecht behandelt und lebe mit dem Dorf in
 Unfrieden. Thoma machte geltend, die Familie Lo-
 ders leide unter diesem Gerücht, Loder selbst besu-
 che seit zwei Jahren die Kirche nicht mehr, erreichte
 aber weder Tilgung noch Richtigstellung der Ver-
 leumdung. Nach Bekanntwerden des Romans pro-
 fitierte Loder bis zu seinem Tod 1911 von dem
 Ruf, das Urbild des Vöst zu sein. Im Roman ist
 dieser Kampf mit dem Aufstieg der Bauernbünde
 verknüpft, die in Bayern zwischen 1893 und 1895
 entstanden, um die Handelspolitik des Reichs-
 kanzlers Leo v. Caprivi zu bekämpfen. In den Kap.
 5, 10 und 13 verdichtete Thoma, der 1894/95 in der
 »Augsburger Abendzeitung« seine ersten journali-
 stischen Beiträge über diese Bewegung veröffent-
 lichte, diese Ereignisse zu einem politischen Zeit-
 bild um den Ort Nußbach (i. e. Dachau) und den
 Wortführer der Bauern, Peter Vachenaier. Dieser
 ist ein Portrait Georg Eisenbergers (1863–1945),
 der von 1900 bis 1930 dem Bauernbund in Bayern
 vorstand und den Thoma zu dieser Zeit kennen-
 lernte. – Der Roman wurde am 4. 11. 1902 unter
 dem Titel *Der Pfarrer von Erlbach* begonnen und
 bis 23. 4. 1905, unterbrochen durch Reisen und die
 Satire *Der heilige Hies* (Dezember 1903), niederge-
 schrieben. Der Titel *Andreas Vöst* wie der abrupte
 Schluß des Romans gehen auf einen Vorschlag von
 Thomas Freund C. Haußmann zurück.

So nah ist die Fabel an den wirklichen, durch die
 Quellenrecherchen von R. LEMP und B. GAJEK be-
 kanntgewordenen Ereignissen, daß der Vorwurf

J. Hofmiller in einer Rezension 1905 in den »Süddeutschen Monatsheften« nur schwer nachvollziehbar ist: der Roman bestehe aus lose zusammenhängenden Skizzen, die Fälschung des Pfarrers sei geradezu plump, wie überhaupt die Figur Baustätters zu schwarz gezeichnet werde. Thoma wehrte sich gegen diese Vorwürfe mit einem offenen Brief, in dem er darlegte, er habe in Baustätter nicht den geistlichen Stand, sondern den Typus des Zentrumspolitikers beschrieben.

Den Vorwurf des losen Zusammenhangs bezog Hofmiller auf die Parallelhandlungen um Sylvester Mang wie um den Bauernbund; letztere aber ist nur ein Hinweis auf die politisch-zeitgeschichtlichen Konstellationen der »großen Welt«, die sich in den Kämpfen der »kleinen Welt« deutlich spiegeln.

Die Selbstfindung des Studenten, die Gestalt des positiven Priesters Maurus Held, der bäuerliche Arbeit als einen Teil der göttlichen Natur achtet, der Tod der alten Bäuerin, die auf ein fleißerfülltes Leben zurückschaut, wie das stets wiederholte Lob der bäuerlichen Arbeit sind Handlungsmomente, die auch im letzten Roman des Autors, *Der Rucpp*, vorkommen und Thomas erklärende Sicht der ländlichen Welt kennzeichnen. Das Romangeschehen drängt hin auf die Konfrontation der bäuerlichen Welt, deren archaische Wertordnung der Erzähler unterstützt, mit einer korrupten Obrigkeit; in deren Sieg offenbart sich Thomas Zivilisationskritik und konservativ-pessimistisches Gesellschaftsbild. G.Rö.

AUSGABEN: Mchn. 1905 (in Münchner Neueste Nachrichten, 2. 6. – 28. 7.). – Mchn. 1906. – Mchn. 1922 (in *GW*, 7 Bde., 4.). – Mchn. 1956 (in *GW*, Hg. A. Knaus, 8 Bde., 6.). – Mchn. 1961. – Mchn. 1968 (in *GW*, Textred. A. Knaus, 6 Bde., 5.). – Mchn. 1977 (dtv). – Mchn. 1988 [Textrev. u. Nachw. B. Gajek].

LITERATUR: J. Hofmiller, *Rez.* (in Süddeutsche Monatshefte, 3, 1905, S. 570–574). – H. Boeschstein, *Zu L. T.'s »Andreas Vöst«* (in GR, 11, 1936, S. 207–213; ern. in *H. Boeschstein. Zur deutschen Literatur u. Philosophie. Ausgew. Aufsätze*, Hg. R. Symington, NY u. a. 1986, S. 74–80).

BRIEFWECHSEL EINES BAYRISCHEN LANDTAGSABGEORDNETEN

Politische Satire in Briefform von Ludwig THOMA, erschienen 1909; die Fortsetzung, *Josef Filser's Briefwechsel*, erschien 1912. – Josef Filser ist der Zentrumsabgeordnete der Gemeinde Mingharting, der durch die Unterstützung des Pfarrers Emeran Schandler gewählt wurde. In den Briefen, die er aus München an seine Frau, ihn unterstützende Geistliche und alte Freunde schreibt, schildert er aus der Sicht des Hinterbänklers die Arbeit des Parlaments, wobei er zahlreiche zeitpolitische Ereignisse streift. So wird die Verbesserung der Beamtenge-

hälter von 1908 erwähnt (an den Polizisten Lorenz Schmelzer), die Diätenerhöhung, gegen die Maria Filser im Brief an ihren Mann schimpft, ebenso der Malzaufschlag, der Teil der Steuerreform 1910 war und zur Verteuerung des Biers führt; Filser muß mit drei Kollegen nach Wasserburg reisen und diese Maßnahme erklären, aber am Ende werden alle drei verprügelt; darüber schreibt er den Bericht »*über die Reize auf den kriegsschaublatz bedräf das Bier bei Wasserburg*«. Die Parlamentsauflösung 1911, die einem Streit zwischen dem Verkehrsminister Frauendorfer und dem Zentrum folgte, wird in mehreren Briefen beschrieben, ebenso die Berufung Georg von Hertlings 1912, mit dem erstmals das Zentrum einen Ministerpräsidenten stellte. Formuliert sind diese Briefe in einem besonderen Idiolekt, in dem sich – je nach Adressat – Amtssprache, religiöse Formeln und Kraftausdrücke mischen. Die Rechtschreibung folgt der gesprochenen Sprache so weit wie möglich: h im Anlaut, Vertauschung von eu/œ bzw. ie/i: »*Bald der zändrumsnahn zu hauße siezt, schimbst er sâr schtark über die Breissen wie es sich gehärt damid das mir als folksmäner gelibt werden, habar bald so einer aufbär-lin kolmt ist ahles anderst.*«

Filser, ein *Gschechter*, der als Typ schon im 19. Jh. populär war und den Thoma in dem Einakter *Erster Klasse* (Urauff.: Tegernsee, 12. 8. 1910, Michael Denggs Großes Oberbayerisches Bauerntheater) wieder vorstellte, ist schlau – er weiß die Privilegien seines Standes zu schätzen und kehrt sie heraus – und zugleich naiv, denn er versteht die Arbeit der Politiker Orterer, Daller, Schädler und Heim nicht, so daß er nur Außerlichkeiten und die Ressentiments des Stimmviehs gegen die Parteiführer vorbringen kann. Mit der so angelegten Figur erreicht Thomas Satire zwei Ziele: Er kritisiert Filser selbst, der scheinheilig und auf seinen Vorteil bedacht bei der Partei bleibt und dieser die Macht erhalten hilft, und er greift durch Filser's Person hindurch das Zentrum und die Vermengung von Politik und Religion an. Allerdings fehlt das der Satire notwendige Gegengewicht, die moralische Autorität, die der opportunistische Filser nicht bieten kann. Die Kritik am Zentrum, die negative Überzeichnung nicht scheut, fügt sich in die antiklerikale Kampfrichtung Thoma ein, zumal er 1904 eine »Simplicissimus«-Spezialnummer gegen das Zentrum herausbrachte, die beschlagnahmt wurde, und 1911 nach der Landtagsauflösung erneut eine Flugschrift gegen diese Partei herausgab.

Die Briefe, die in die seit dem 16. Jh. bestehende Tradition der *Dunkelmännerbriefe* gehören, erschienen von 1907 bis 1912 in unregelmäßigen Abständen im »Simplicissimus« jeweils begleitet von einer Zeichnung E. Thönys (1866–1950), und griffen wie die *Schlemihl*-Gedichte tagespolitische Ereignisse auf, aber in reduzierter Form. Diese vereinfachende Sicht zeigt das Wunschenken Thoma, den Politik irritierte und der seine eigene Rolle als Satiriker im »Simplicissimus« wie als Leitartikler der Halbmonatsschrift »März« schon sehr früh leid war. G.Rö.

AUSGABEN: Mchn. 1909. – Mchn. 1912 (*Jozef Fil-sers Briefwexel*). – Mchn. 1938 (*Jozef Fil-sers gesam-melter Briefwexel*). – Mchn. 1948 (*Jozef Fil-sers ge-sammelter Briefwexel*). – Mchn. 1950 (*Jozef Fil-sers Briefwexel*). – Mchn. 1956 (in *GW*, Hg. A. Knaus, 8 Bde., 5). – Mchn. 1960 (in *AW*, 3 Bde., 2; Vorw. E. Roth). – Mchn. 1961 (dtv). – Mchn. 1968 (in *GW*, Textred. A. Knaus, 6 Bde., 4). – Mchn. 1986 (*Jozef Fil-sers Briefwexel*; Ill. E. Thöny; Nachw. H. Fischer). – Mchn. 1990 [Ill. E. Thöny].

LITERATUR: H. Rogge, *Fingierte Briefe als Mittel politischer Satire*, Mchn. 1966.

HEILIGE NACHT. Eine Weihnachtslegende

Verserzählung in oberbayerischer Mundart von Ludwig THOMA, erschienen 1917. – In der in sechs Hauptstücke gegliederten Legende wird das Weihnachtsgeschehen nach dem Evangelium von Lukas (2, 1–17) dargestellt; zwischen den Hauptstücken folgt jeweils ein Gesang. Bilder aus dem heimischen Alltag zeigen die Armut von Josef und Maria und transponieren die biblischen Situationen in die bäuerlich-dörfliche Realität Altbayerns: »*Es müaßt si, und gleich auf da Stell, / A jedä bei'n Rentamt ei'schreib'n. // Da Kaiser Augustus will's hamm. / Er braucht cahm halt wiedä a Geld. / Ma treibts vo de kloana Leut z'samm; / Dös is amal so auf da Welt.*« Im zweiten Hauptstück zeigt sich wieder der Gegensatz von Arm und Reich, denn der reiche Manasse aus Nazareth fährt achtlos im Schlitten vorbei, während ein Handwerksbursche Josef hilft, die erschöpfte Maria zu tragen. Bei allen Wirten in Bethlehem werden sie abgewiesen; der anschließende Gesang deutet dies: »*Wos eppa dös bedeur' / Mit enk, ös reich'n Leut, / Und enkern Geld? / Müaßt's oiwei mehra spar'n, / Müaßt's oiwei z'sammsharr'n / Und müaßt's do außsifahr'n / Aus dera Welt!*« Im vierten Hauptstück werden die beiden auch von reichen Verwandten abgewiesen, während ihnen ein Unbekannter die Hütte und den Stall seines Freundes Simmei zeigt, bei dem sie bleiben können. Als sich im fünften Hauptstück die Geburt durch den Stern ankündigt, bleiben die Reichen in Bethlem ungerührt im Bett liegen, aber der Handwerker, der Maria getragen hatte, erfährt die Nachricht. Im sechsten Hauptstück folgt der Lobpreis der Engel und die Anbetung der Hirten, ehe der Erzähler mahnt: »*Und fragt's enk, ob dös nix bedeur', / Daß's Christkind bloß Arme g'sehg'n hamm.*« Die Ereignisse werden in vierzeiligen, kreuzweise gereimten Strophen erzählt; nur für den Höhepunkt, den Lobpreis der Engel, stehen Paarreime ohne Strophen-trennung.

Mit dieser Dichtung setzte bereits die Umwertung von Thomas Werk ein, indem die journalistischen Texte zunehmend in den Hintergrund traten und Thoma als Bayern- und Dialektdichter typisiert wurde. In einer Würdigung am 20. 1. 1917 in der Zeitschrift »Der Sammler«, für die Thoma ebenfalls schrieb, heißt es über *Heilige Nacht*, hier habe sich

Thoma als »*Dichter voll zarter und doch männlicher Lyrik*« erwiesen, wie er dem politischen Satiriker vorzuziehen sei. Die Betonung der Armut wie der Nächstenliebe unter den kleinen Leuten waren schon vorher Thema des jährlichen Weihnachtsgedichtes gewesen, das Thoma für den »*Simplicissimus*« zu schreiben pflegte (*Heilige Nacht, Anbetung der Hirten*). Grundlage dieser antiklerikalen und antifeudalen Kritik war Ernest RENANS *Leben Jesu* (1863), das Thoma 1906 im Gefängnis Stadelheim las: »*Ich finde bei Renan, was ich selbst betonte: wie Jesus sich entschlossen auf die Seite der Armen schlägt und den Reichtum ausnahmslos verdammt.*« *Heilige Nacht* führt frühere Motive in Thomas Werk fort, etwa das Weihnachtskapitel aus *Andreas Vöst*, und zeigt einmal mehr Thomas Kritik an der zeitgenössischen Kirche, wie sie sich auch in der Opposition von positiven und negativen Priester-gestalten verfolgen läßt. G.Rö.

AUSGABEN: Mchn. 1917. – Mchn. 1922 (in *GW*, 7 Bde., 1). – Mchn. 1956 (in *GW*, Hg. A. Knaus, 8 Bde., 3). – Mchn. 1961. – Mchn. 1968 (in *GW*, Textred. A. Knaus, 6 Bde., 3). – Mchn. 1972 [Nachw. R. Lemp]. – Mchn. 1982 [Ill. W. Schulz].

VERTONUNGEN: H. Baumann, *Heilige Nacht. Die Gesänge aus L. T.'s Weihnachtslegende*, Potsdam o. J. [um 1920]. – M. Roemer, *Heilige Nacht. Eine Weihnachtslegende von L. T.*, Mchn. o. J. [um 1921]. – F. X. Rambold, *Die Gesänge zur Weihnachtslegende Heilige Nacht*, Mchn. 1925. – W. Müller, *Fünf Gesänge aus L. T.'s Weihnachtslegende »Heilige Nacht«*, Mchn. 1928. – H. Seidl, *Heilige Nacht. Eine Weihnachtslegende*, Hbg. 1956.

LAUSBUBENGESCHICHTEN. Aus meiner Jugendzeit

Erzählungen von Ludwig THOMA, erschienen 1905. – Zum autobiographischen Hintergrund der *Lausbubengeschichten*, einem der erfolgreichsten Werke des Autors, gehört der überraschende Tod von Thomas Vater 1874; die Großfamilie – Thoma hatte sechs Geschwister – geriet dadurch in Not. Der junge Ludwig Thoma erhielt in dieser Zeit einen Vormund und wurde bei Pensionseletern und Verwandten untergebracht; er besuchte nacheinander Schulen in Landshut, Neuburg a. d. Donau, Burghausen und München und mußte zweimal Klassen wiederholen. Die Erfahrung der Vaterlosigkeit, das Trauma der jährlich wiederkehrenden Trennung von der Mutter, die Armut während Schulzeit und Studium kehren in Thomas Werk häufig wieder. Wird in den 1919 abgeschlossenen *Erinnerungen* vor allem das tyrannische, verständnislose Regiment der Schule hervorgehoben, so greifen die *Lausbubengeschichten* weiter und zeigen die doppelte Moral und Heuchelei der Erwachsenenwelt aus der Perspektive des Jugendlichen. Mit dem zur gleichen Zeit entstandenen *Professor Unrat* (1905) von Heinrich MANN und Hermann HESSES

Unterm Rad (1906) gehören die *Lausbubengeschichten* mit ihren zwölf nur lose verbundenen Episoden, erzählt in der Ich-Form, zu jenen Texten, die kritisch das Wilhelminische Schulsystem beleuchten. Der Kunstfigur Ludwig geht es um befreiende Vergeltungsmaßnahmen gegen die Repräsentanten einer stupiden Obrigkeitswelt. Den Volksschullehrern und Gymnasialprofessoren, Kommerzienräten, Oberamtsrichtern und Geistlichen, Streberinnen und Strebern unter den Altersgenossen sowie der eigenen spießigen Verwandtschaft wird ein erheiternder, mit Gelassenheit und Schläue geführter Krieg erklärt, der die autoritären Verhaltensweisen der Erwachsenen mit trockenem Humor bloßstellt.

Die Eingangsgeschichte – *Ein vornehmer Knabe* – erzählt von einer feinen preußischen Familie, die ihren Urlaub in Ludwigs Heimatdorf verbringt. Ludwig und seine Mutter werden von den in ihrer Borniertheit sich weltläufig dünkenden Fremden »durch einen Zwicker« bestaunt, weil sie so arm sind und »Lunge mit Knödel« zu Abend essen. Nach gemeinsamem Nachmittagskaffee – »Es ist furchtbar fad gewesen« – zieht Ludwig mit dem »vornehmen Knaben« aus, um dessen Kriegsschiff »Preußen« im Dorfteich schwimmen zu lassen (eine satirische Replik auch auf die kaiserliche Flottenpolitik nach 1900). Ludwig, der das Schiff tragen muß, weil es für Arthur zu schwer ist, empfiehlt dem vornehmen Knaben ein passantes, seiner dicken, bösen Schwester und seinem langweiligen Instruktor doch eine Blindschleiche ins Bett zu legen, damit sie nicht mehr »sich so geschick« machen. Beim Spielen geht es Arthur vor allem ums »Kommandieren«: Er will Ludwigs »Vorgesetzter« sein, ernennt sich zum »Admiral« und will »siegen«. Damit es recht realistisch knallt und raucht, läßt Ludwig das Schiff mit Pulver. Die »Preußen« geht dabei in die Luft, und Arthur, dem ein Bleisoldat an den Kopf fliegt, fängt hemmungslos zu heulen an, »weil er geglaubt hat, daß sein Vater schimpfte, wenn kein Schiff nicht mehr da ist«. Ein durch den Knall alarmierter Bauer verabreicht Arthur, der geduldig stillhält, oben drein eine deftige Tracht Prügel, während Ludwig alles aus sicherem Abstand beobachtet.

In den Ferien konzentriert Ludwig, zum Leidwesen seiner gutmütigen Mutter, seine Aktionen auf die Angorakatte der benachbarten Geheimratsfamilie, weil ihn die läppische Wichtigtuerei der hochnäsigen Geheimrätin mit ihrem »Miezchen« reizt. Mit einem Pulverfrosch Ludwigs am Schwanz läuft Miezchen Amok und zerstört drei teure Porzellantassen, für die Ludwigs Mutter aufkommen muß. Zur Strafe muß er, der Lateinschüler, die heimische Volksschule besuchen. Doch währt die Demütigung nicht lange; schon nach dem ersten Schultag erhält er wegen Ungezogenheit vom Lehrer Hausverbot: »Da war ich froh.« – Der Religionslehrer des Gymnasiums wird, weil er seine Schüler gerne »recht sanft« mit »Ihr Kindlein« anredet, einfach »der Kindlein« genannt. In Wirklichkeit liebt der Kindlein es, mit Seelenverdammnis und ewiger Höllenpein zu drohen, und findet insgeheim Ver-

gnügen daran, belanglose Verfehlungen mit drakonischen Strafen zu ahnden. Dieser provozierenden Scheinheiligkeit wegen beschließen Ludwig und sein Freund Fritz, daß sie »dem Kindlein etwas antun müssen«, und zwar etwas, »was er sich merkt«. Kindleins Einfall, dem Gymnasium eine Statue des heiligen Aloysius – aus Gips – zu schenken, die nach pompöser Zeremonie in die Stadtkirche überführt wird, bietet den Lausbuben eine willkommene Gelegenheit. Zu nächtlicher Stunde werfen sie die Scheibe des Kirchenfensters, unter dem der Heilige steht, mit »zwei Steinern« so geschickt ein, daß die Gipsnase des Heiligen zertrümmert wird. Der Festakt ist vereitelt, und Kindlein läßt täglich für die Entdeckung der Übeltäter beten: »Es hat aber nichts geholfen, und niemand weiß etwas, bloß ich und der Fritz wissen es.«

Die Heimfahrt in die Ostervakanz (*Die Besserung*), die Verlobung und Vermählung von Ludwigs Schwester Marie mit Professor Bindinger, erste Anwendungen von Männlichkeit (*Meine erste Liebe*) und die Geschichten von Ludwigs Widerstand gegen die verlogene Selbstherrlichkeit derer, die sich ihm gegenüber als Vorbild aufspielen (*Onkel Franz, Der Meineid, Gretchen Vollbeck*), sind weitere Glanzstücke.

Die *Lausbubengeschichten* leben ganz aus der Sprache: Kleine, mundartliche Grammatikfehler (etwa die »bayrische« Verneinung: »Ich habe doch gar kein Fenster nicht hineingeschmissen«), die gezielte Anwendung des Adverbs »furchtbar«, Weil-Sätze, deren Scheinkausalität die eingefahrenen Verhaltensweisen des Alltags als lächerliche Mechanismen entlarvt, sowie die Naivität des der gesprochenen Sprache nachgebildeten Tonfalls sind Stilmittel, die eine umwerfende Komik erzeugen. Fünf frühe Illustrationen zu den *Lausbubengeschichten* stammen von dem »Simplicissimus«-Zeichner Th. Th. Heine (1867–1948); die heute berühmten Zeichnungen, auf denen der Lausbub die Züge des jungen Thoma trägt, sind von O. Gulbransson (1873–1958), der auch die Fortsetzung *Tante Frieda. Neue Lausbubengeschichten* (1907) illustrierte. Darin vereinigte Thoma die Titelgeschichte *Tante Frieda, Hauptmann Semmelmaier* und die Erzählungen *Die Indianerin, Franz und Cora, Das Waldfest* und *Coras Abreise*, in denen mit Cora eine Idealfigur von Exotik, Anmut und Heiterkeit auftritt, die kurzzeitig die materielle Enge und emotionale Frustration der Kleinstadt aufhebt. Die unkonventionelle Beziehung Thomas zu seiner späteren Frau Marietta di Rigardo (1880–1966) sowie deren exotische Persönlichkeit, die er in Briefen an L. Ganghofer (die Feier zu dessen 50. Geburtstag am 2./3. 7. 1905 liegt der Erzählung *Das Waldfest* zugrunde) ausführlich schildert, sind der Ursprung der Cora-Gestalt. D.Bar.-G.Rö.

AUSGABEN: Mchn. 1905. – Mchn. 1907 (*Tante Frieda. Neue Lausbubengeschichten*; Ill. O. Gulbransson). – Mchn. 1922 (in *GW*, 7 Bde., 3). – Mchn. 1956 (in *GW*, Hg. A. Knaus, 8 Bde., 5). – Mchn. 1965. – Mchn. 1966 (in *AW*, 3 Bde., 2;

Vorw. E. Roth). – Mchn. 1968 (in *GW*, Textred. A. Knaus, 6 Bde., 4). – Mchn. 1974 (dtv). – Mchn. 1975 (*Tante Frieda. Neue Lausbubengeschichten*, dtv). – Mchn. 1985 (*Tante Frieda. Neue Lausbubengeschichten*; Ill. O. Gulbransson; Textrev. u. Nachw. B. Gajek). – Mchn. 1988 (Ill. O. Gulbransson; Textrev. u. Nachw. B. Gajek).

VERFILMUNGEN: BRD 1964 (Regie: H. Käutner). – *Tante Frieda. Neue Lausbubengeschichten*, BRD 1965 (Regie: W. Jacobs). – *Onkel Filser. Allerneueste Lausbubengeschichten*, BRD 1966 (Regie: W. Jacobs).

DIE LOKALBAHN

Komödie in drei Akten von Ludwig THOMA, Uraufführung: München, 19. 10. 1902, Residenztheater. – Die geplante Bahnlinie der Kleinstadt Dornstein soll auf Wunsch der Regierung an der Ziegelei eines reichen Barons vorbeiführen, so daß der Bahnhof weit vor der Stadt läge und auch der Garten des Bierbrauers Schweigel zerstört würde. Friedrich Rehbein, der Bürgermeister, spricht beim Minister vor, um ihn umzustimmen, und erzählt nach der Rückkehr, wie energisch, wenn auch erfolglos, er ihm seine Meinung gesagt habe. Das Gemeindegremium beglückwünscht ihn dazu und läßt ihm durch die Liedertafel ein Ehrenständchen bringen. Aber am anderen Morgen, als der Redakteur Heitzinger im Lokalblatt das mutige Auftreten Rehbeins ausführlich darstellt, hat die Stimmung umgeschlagen. Der Amtsrichter Dr. Behringer löst die Verlobung mit Rehbeins Tochter Suschen, weil er fürchtet, Rehbeins vergeblicher Protest könnte ihm schaden; ebenso denken zahlreiche Handwerker und Kaufleute der Stadt und verlangen von Rehbein öffentliches Einlenken. Dieser gesteht nun seinem Bruder Karl, einem Major a.D. und Jungesellen, er habe sich vom Minister überumpelt und zur Tür hinauskomplimentieren lassen und dann in einer Mischung aus Wut und Wunschdenken den temperamentvollen Auftritt erfunden. Frau Rehbein informiert den ängstlichen Behringer über diese Wendung, der daraufhin zu Suschen zurückkehrt; gegenüber dem Gemeindegremium aber gibt Rehbein vor, am nächsten Tag durch eine Entschuldigung beim Minister das gute Verhältnis wiederherstellen zu wollen.

Thoma begann die Komödie am 24. 8. 1901 unter dem Titel *Friedrich Rebholz* und schrieb schon am 29. 10. 1901 an den »Simplicissimus«-Verleger A. LANGEN: »die Hauptperson ist ein großmauliger Bürgermeister einer kleinen Stadt; und die Satire geht auf die politische Charakterlosigkeit unseres Bürgertums sowie auf die Phrasendrescherei«. Der aktuelle Anlaß der Komödie, mit der Thoma nach dem Erfolg des Einakters *Die Medaille* (1901) das norddeutsche Publikum gewinnen wollte, war der Bau der Sekundärbahn (d. h. der eingleisigen Nebenbahn) von Dachau nach Altomünster, zwei Orten, in denen Thoma von 1894 bis 1897 als Rechtsprak-

tikant und Anwalt gearbeitet hatte, so daß er den Streitfall und das Milieu der Kleinstadt aus eigener Erfahrung kannte. Den Stand des bayerischen Eisenbahnwesens griff er auch in dem Einakter *Erster Klasse* (1910) und zahlreichen Artikeln der Halbmonatsschrift »März« an. Friedrich Rehbein ist eine Figur in der Tradition des Prahlhans, dessen vollmundige Selbstdarstellung entlarvt wird; sein Gegenspieler ist der Major, der bürgerlich-demokratisches Selbstbewußtsein ernsthaft und vernünftig ausspricht, während es den anderen nur als Phrase dient.

Am Ende des zweiten Akts wird in mehrfacher Hinsicht die Wahrheit offenbar: Es stellt sich heraus, wie die Szene beim Minister tatsächlich verlaufen ist; ebenso deutlich wird der bisher verborgene skrupellose Charakter des künftigen Schwiegersohnes, und es zeigt sich schließlich die wahre Neigung der Dornsteiner, ihr eigenes politisches Urteil zugunsten materieller Vorteile zu unterdrücken. Die Düpierung des Redakteurs Heitzinger im dritten Akt ist ein Beispiel für die zeitgenössischen Ressentiments gegen die Journalisten und demonstriert, daß nicht nur die politischen Überzeugungen verkommen sind, sondern daß auch die Presse, seit dem Vormärz das Feld öffentlicher Auseinandersetzung, zum Spielball politischer Interessen geworden ist. Die Verfechter des Obrigkeitsstaates – Pfarrer und Amtsrichter – greifen ihrerseits zu Sanktionen und zwingen die Bürger, die wahren Machtstrukturen anzuerkennen; der Bierbrauer Schweigel faßt zusammen: »Mir seh'n recht guat, daß im Staat vieles zum verbessern waar – aber mir Dornstoana alloa reißen des aa nimmer raus.« Das erneute Ständchen am Ende des Stücks mit dem Lied »Still ruht der See« besiegelt den Rückzug der »treuen Untertanen« (wie der erleichterte Rehbein sagt), die so den autoritären Staat stabilisieren. G.Rö.

AUSGABEN: Mchn. 1902. – Mchn. 1922 (in *GW*, 7 Bde., 6). – Mchn. 1956 (in *GW*, Hg. A. Knaus, 8 Bde., 2). – Mchn. 1964 (in *Theater. Sämtliche Bühnenstücke*; Nachw. H.-R. Müller). – Mchn. 1968 (in *GW*, Textred. A. Knaus, 6 Bde., 2). – Stg. 1979 (Nachw. U. Segebrecht; RUB). – Mchn. 1991 (in *Die Lokalbalm u. a. Stücke*; Textrev. u. Nachw. J. Dewitz).

LITERATUR: H. G. Richardi, *L. T. und die Dachauer Lokalbalm. Geschichte u. Jubiläum einer bayrischen Nebenstrecke*, Dachau 1974.

MAGDALENA

Volksstück von Ludwig THOMA, Uraufführung: Berlin, 12. 12. 1912, Kleines Theater. – Magdalena, die Tochter des Gürtlers Thomas Mayr, genannt Paulmann, hat den elterlichen Hof verlassen, um es in der Stadt zu etwas zu bringen. Doch ist es ihr dort »schlecht ganga«: Ein skrupelloser Kerl macht ihr ein Heiratsversprechen, verführt sie und betrügt sie obendrein um ihr ganzes »Zusammengespar-

tes«. In ihrer Verzweiflung weiß sie nicht mehr aus noch ein und wird schließlich zur Prostituierten. Daraufhin zwingt man sie, die Stadt zu verlassen, und da sie minderjährig ist, wird sie unter polizeilicher Bewachung in ihr Heimatdorf zurückgebracht. Die Rückkehr des Mädchens bringt in den Augen aller Dorfbewohner große Schande über das Haus des Paulimann. Nach dem Tod der kranken, alles verzeihenden Mutter stellt Paulimann seine Tochter unter strengen Hausarrest, um Zusammenstöße mit den Leuten im Dorf zu vermeiden. Der Bürgermeister leitet – unter dem Vorwand, die Moral zu verteidigen, in Wirklichkeit aber, weil er auf den billigen Erwerb von Paulimanns Hof spekuliert – eine erpresserische Hetzkampagne gegen Vater und Tochter ein. Paulimann verliert seinen Aushilfsknecht Lorenz, den das Gerede der Leute über Magdalena zur Kündigung veranlaßt. Auch der neue Dorfgeistliche tut alles, um den Haß der Dorfbewohner gegen den Gütler und seine Tochter zu schüren. Seine Sonntagspredigten enthalten regelmäßig sehr gezielte Anspielungen: »... daß diesen Übles geschieht, die wo Ärgernis geben«. Magdalena, zerquält und von Angst getrieben, schreitet zu einer Verzweiflungstat: Sie ist entschlossen, das Dorf zu verlassen; es fehlt ihr jedoch am nötigen Geld. Deshalb läßt sie nachts einen Bauernburschen in ihre Kammer ein und bittet ihn um ein paar Mark. Am nächsten Tag weiß das ganze Dorf davon, und die versteckte Gehässigkeit steigert sich zu heller Empörung. Magdalena soll aus dem Dorf vertrieben werden. Paulimann wird gezwungen, seine Tochter vor dem Bürgermeister und anderen Dorfbewohnern zur Rede zu stellen. Als Magdalena zugeben muß, daß sie um das Geld gebeten hat, ersticht sie der Vater mit den Worten: »Jetzt reißt's as naus in d'Schand!«

Thoma begann das Stück am 20. 11. 1911 unter dem Titel *Martin Heiß* und wollte das Scheitern eines Menschen vorführen, der zum Priesterberuf gezwungen wurde. Von November 1911 bis 10. 1. 1912 schrieb er den ersten Entwurf; über die Idee berichtet er im Brief: »Meine Magdalena entstand fix und fertig im Kopfe, seiner Zeit, als ich in Egern die Fronleichnamsprozession durch die Felder ziehen sah. Die kleinen, weißgekleideten Mädch, die hinter dem Pfarrer hertrippelten, machten mir einen rührenden Eindruck. Was wird aus ihnen werden? Wie lange halten sie fest an dem Kinderglauben? Und plötzlich stand ein Schicksal von so einem armen Ding vor meinen Augen« (an M. v. Liebermann, 15. 3. 1919). Es fehlen Hinweise darauf, ob Thoma die Motivparallelen zu einer Episode bei LIVIUS und in LESSINGS *Emilia Galotti* (1771/72) gekannt hat, wiewohl das Ende damit sehr genau übereinstimmt; mit HEBBELS *Maria Magdalene* (1843) wurde das Stück schon bei der Uraufführung verglichen. – In den Entwürfen spielt Thoma noch mit einer verzeihenden Gestalt, einem Landarzt, der aber in der Endfassung durch einen Kooperator ersetzt wird, der Leni dogmatisch streng verurteilt, statt die sterbende Mutter zu trösten (Parallelen zu dieser Szene sind der Tod der alten Vöstin in *Andreas Vöst* und

das Sterben Lonis in *Der Ruepp*). In diesem Auftritt, der in der Verfilmung von A. J. Lippl weggelassen wurde, bereitet Thoma den Verlauf des Stücks vor, indem Paulimann »niemals Hilfe finden konnte. Die einzige Möglichkeit lag beim Geistlichen. Von dieser Seite hätte Verstehen und Verzeihen, wenn nicht versöhnend, so doch abmildernd einwirken können« (an G. Heim, 28. 6. 1916). Die Gründe für den Untergang Lenis kommen nach Thoma aus der bäuerlichen Welt: Im Gegensatz zur rigiden Sexualmoral des städtischen Bürgertums und deren Kehrseite, der Prostitution, sei auf dem Land der freie, unentgeltliche Sexualverkehr vor der Heirat akzeptabel, denn nicht Sittenstrenge, sondern die Arbeit mache den Wert eines Menschen aus. Diese Äußerungen Thomas (im Essay *Bauernmoral* in der Halbmonatsschrift »März«) sind idealisierend auf den Gegensatz Stadt–Land zugespitzt, denn in Wirklichkeit litten ledige Mütter unter Verachtung und materiellem Nachteil. Dennoch leitet er im Drama aus jener (angeblich bäuerlichen) Moralauffassung die Katastrophe ab, weil das Dorf nicht duldet, daß Leni Geld für den Beischlaf verlangt. Paulimann, der sich auf Bitten der Mutter gegen seine eigene Auffassung von Ehre auf Lenis Seite stellt, ist zu Mitleid und Erbarmen nicht fähig, durch die er eine weitere Existenz Lenis ermöglicht hätte, und gibt dem Druck von allen Seiten nach, indem er sie tötet. G.Rö.-KLL

AUSGABEN: Mchn. 1912. – Mchn. 1922 (in *GW*, 7 Bde., 6). – Mchn. 1956 (in *GW*, Hg. A. Knaus, 8 Bde., 2). – Mchn. 1964 (in *Theater. Sämtliche Bühnenstücke*; Nachw. H.-R. Müller). – Mchn. 1968 (in *GW*, Textred. A. Knaus, 6 Bde., 2). – Mchn. 1985 [Textrev. u. Nachw. B. Gajek].

VERFILMUNGEN: BRD 1955 (Regie: A. J. Lippl). – BRD 1985 (Regie: K. Wilhelm).

LITERATUR: C. N. Jones, *L. T.'s »Magdalena«: A Transitional »Volksstück«* (in Seminar, 16, 1980, S. 83–95).

MORAL

Komödie in drei Akten von Ludwig THOMA, Uraufführung: Berlin, 20. 11. 1908, Kleines Theater. – In Emilsburg, der Residenzstadt des Herzogtums Gerolstein, trifft sich die »gute Gesellschaft« im Hause des Rentiers und Reichstagskandidaten der Liberal-Konservativen Fritz Beerermann; man bewundert den seit zwei Jahren in der Stadt lebenden, jungen und schon berühmten Dichter Hans Jakob Dobler, Autor des Romans *Der arme Hans*. Nachdem dieser gemeinsam mit einigen anderen Gästen das Haus verlassen hat, wendet sich das Gespräch alsbald dem vor kurzem in der Stadt gegründeten Sittlichkeitsverein zu, dessen Präsident Beerermann ist. Lauthals verurteilen die Herren, darunter der Altphilologe Otto Wasner, der pornographische Publikationen sammelt, um die offensichtlich herr-

schende Verderbnis zu belegen, den Niedergang der Moral; nur Beermanns gutherzige und mütterlich-souveräne Frau Lina und eine alte Dame, die großbürgerliche und als notorisch »freigeistig« stadtbekannte Frau Lund, eine Freundin der Familie, widersprechen den bornierten und heuchlerischen Argumenten der selbsternannten Tugendwächter (Frau Lund: »Kein Laster ist so widerwärtig wie die Tugend, die sich vor der Öffentlichkeit entblößt«). Als dann der Justizrat Dr. Hauser beiläufig erzählt, die Polizei habe kürzlich »eine Frau verhaftet, die ein sehr gastfreies Haus führte«, nämlich die Dame Ninon de Hauteville, und man habe auch ein Notizbuch mit den Namen ihrer »Kunden« beschlagnahmt, versetzt diese Nachricht Beermann in scheinbar ganz unverständliche Aufregung. Die Verhaftung Ninons (sie heißt in Wahrheit Therese Hochstetter) war auf eine anonyme Anzeige hin erfolgt und wurde von dem ehrgeizigen Polizeiasessor Oskar Ströbel verantwortet, dessen Vorgesetzter, der Freiherr von Simbach, ihm allerdings rät, bei seinen weiteren Ermittlungen mit Umsicht vorzugehen: »Vergessen Sie nie, daß der Skandal sehr oft erst dann beginnt, wenn ihm die Polizei ein Ende bereitet« (ein Wort von Karl KRAUS, das Thoma hier zitiert).

Als der Assessor die Hauteville dann verhört, kündigt diese in unverfrorener Selbstsicherheit an, sie werde noch vor dem Abend dank ihrer »Freunde« wieder frei sein, ja »man wird sich bei mir noch heute entschuldigen«. Im weiteren Verlauf deutet sie an, beim Eindringen der Polizei habe sich »jemand« (dessen Identität sie freilich nicht preisgibt) in ihrem Kleiderschrank verstecken müssen. Um wen es sich dabei handle, werde sie keinesfalls sagen, denn »man rechnet stark damit, daß uns Diskretion keine bloße Redensart ist«. Nachdem der wütende Ströbel das Verhör abgebrochen hat, erscheint Beermann im Amtszimmer. Auch er verlangt plötzlich zur Verblüffung des verwirrten Assessors, das Verfahren müsse niedergeschlagen werden, denn durch einen Prozeß – den Ströbel »rücksichtslos« herbeiführen will – werde »gerade die besitzende Klasse kompromittiert«, während es doch das Ziel des Sittlichkeitsvereins sei, »gegen die Unsittlichkeit in den unteren Schichten, wo sie leicht in Zügellosigkeit ausartet«, vorzugehen. »Da geht Autorität verloren. Da wird bei den Massen der Respekt erschüttert.« Aber Ströbel bleibt unerbittlich, er prahlt mit dem Beweismittel des Tagebuchs; schließlich nutzt Beermann – da er weiß, wie oft sein Name in Ninons Tagebuch vorkommt – ein Telefongespräch des Assessors, um das peinliche *corpus delicti* an sich zu nehmen. Es gelingt ihm, den Diebstahl unbemerkt zu halten, und er verläßt das Präsidium. Unmittelbar danach erscheint der Polizeipräsident bei Ströbel, in seiner Begleitung ist der Freiherr Botho von Schmettau, der Adjutant des Erbprinzen. Er enträtselt endlich den Zwischenfall bei Frau Ninon – unter dem Siegel strengster Diskretion: »Seine Hoheit, unser gnädigster Erbprinz Emil« war es, der gemeinsam mit Schmettau im Schrank der Hauteville Zuflucht suchen mußte, als der Kommissär plötz-

lich auftauchte und sich benahm, »als wenn er Stoff für eine sozialdemokratische Zeitung sammeln müßte«, wie Schmettau meint. Um eine Kompromittierung des Erbprinzen zu vermeiden, verlangt Schmettau die Niederschlagung des Verfahrens, die Ströbel nun ohne Aufsehen einleiten muß. – Am gleichen Abend bittet Lina Beermann ihren Mann, sich und die Familie nicht durch fortgesetzte Tugendmeierei zu kompromittieren, denn sie habe ihn längst durchschaut. Wasner meldet sich und gesteht, die anonyme Anzeige sei von ihm gekommen; ebenso erscheint Ströbel und teilt mit, Ninon wolle die ihr angebotene Möglichkeit, Kautions zu stellen und zu fliehen, nicht nutzen, sondern verlange eine Entschädigung. Beermann erklärt sich bereit – Höhepunkt der Farce –, durch eine Kollekte des Sittlichkeitsvereins die Summe von 15 000 Mark aufzubringen, und erhält dafür den »Hausorden Emils des Gütigen«.

Der Anlaß für die sechswöchige Haftstrafe in Stadelheim, während der Thoma das Drama schrieb, war das Gedicht *An die Sittlichkeitsprediger in Köln am Rheine*, das am 25. 10. 1904 im »Simplicissimus« (unter dem Pseudonym Peter Schlemihl) erschienen und auf die »Allgemeine Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine« in Köln gemünzt war. Die Strafe trat er am 16. 10. 1906 im Gefängnis Stadelheim an, bereits mit der Absicht, eine Komödie zu schreiben, in der gezeigt werden sollte, »daß unsere gesellschaftliche Moral nur persönliche Richtpunkte hat« (an C. Hausmann, 21. 10. 1908). Aus dem *Stadelheimer Tagebuch* geht hervor, daß Thoma für das Stück Notizen aus *Über Liebe und Ehe* (dt. 1904) verwendete, einer Abhandlung der schwedischen Sozialreformerin Ellen KEY (sie ist das Urbild der Lund), ebenso aus SCHOPENHAUERS Preisschrift *Über die Grundlage der Moral*: »die wahre Basis der Moralität ist das Mitleid«. Zwischen Frau Lund und dem unvoreingenommen-distanzierten Rechtsanwalt Hauser, dessen Urbild Thomas Rechtsanwalt und Freund C. Hausmann aus Stuttgart ist, kommt es zu jener witzigen Konversation, die Thoma in den Gesellschaftskomödien von OSCAR WILDE und EMIL AUGIER modellhaft vorfand.

Den zweiten Akt beherrscht Therese Hochstetter bzw. »Ninon de Hauteville«, die in den Entwürfen zunächst als Typ der diskreten, geschäftsbewußten Kurtisane auftrat; in der Endfassung dagegen wird ihre Herkunft aus guten Verhältnissen, ihre Kindheit im exotischen Ausland und ihre Scheidung betont. Eine derart außergewöhnliche Vita galt gleichermaßen für Thomas spätere Frau, die Berliner Tänzerin Maria Trinidad de la Rosa (1880–1966), die auf den Philippinen geboren war und in Berlin unter dem Namen Marietta di Rigardo im Cabaret ihres Mannes David Georg Schulz auftrat. Thoma hatte sie 1905 kennengelernt und bewogen, ihren Mann zu verlassen. Um die Scheidung von Schulz zu erreichen, zahlte er diesem 15 000 Mark; 1907 heirateten Thoma und Maria; die Ehe wurde 1911 geschieden. »Die in der »Moral« planvoll durchgeführte Aufwertung unkonventioneller Beziehungen

zwischen Mann und Frau ist auch als halbbewußte, verschlüsselte Rechtfertigung seines Verhältnisses zu Maria zu lesen« (B. Gajek). Die Widersprüche von Schein und Sein, von Realität und Ideal tragen die Handlung des Stückes, dessen Motive Thoma in der Erzählung *Papas Fehltritt* noch einmal aufgriff.

G.Rö.-KLL

AUSGABEN: Mchn. 1909. – Mchn. 1922 (in *GW*, 7 Bde., 6). – Mchn. 1956 (in *GW*, Hg. A. Knaus, 8 Bde., 2). – Mchn. 1964 (in *Theater. Sämtliche Bühnenstücke*; Nachw. H.-R. Müller). – Mchn. 1964 (zus. m. *Erster Klasse*; dtv). – Mchn. 1968 (in *GW*, Textred. A. Knaus, 6 Bde., 2). – Mchn. 1983 [Textrev. u. Nachw. B. Gajek].

VERFILMUNGEN: Deutschland 1927 (Regie: W. Wolff). – Deutschland 1936 (Regie: H. H. Zerlett).

LITERATUR: O. Gritschneider, *Angeklagter L. T. Unveröffentlichte Akten*, Rosenheim 1978. – F. Pfäflin, *Fackelrot am Münchner Himmel. Karl Kraus und L. T. 1903–1921* (in *Nisus in librorum nitore. Fs. Werner Goebel*, Hg. M. Leonhard, Mchn. 1980, S. 94–131).

DER RUEPP

Roman von Ludwig THOMA, erschienen 1922. – In seinem letzten Roman erzählt Thoma die Geschichte des Bauern Michael Umbricht zum Ruepp auf der Leiten, der den Hof durch unüberlegte Geschäfte, Trunksucht, Kartenspiel und Gerichtsklagen verschuldet hat. Seine Frau Afra erträgt das großspurige, haltlose Wirtschaften in stillem Kummer, während die zwei Kinder Kaspar und Leni in scharfen Reden dem Vater den Niedergang vorhalten. Der dritte Sohn, Michel, besucht das Priesterseminar in Freising, weil der Ruepp ihn – gegen den Rat des Ortspfarrers und trotz der geringen Begabung des Jungen – zum Geistlichen bestimmt hat. Zum Haushalt gehört seit zwanzig Jahren auch die Magd Apollonia Amesreiter, die das großsprecherische Wesen des Bauern durchschaut, ihm aber dennoch 3000 Mark geliehen hat, um Schulden zu decken.

Am Beginn des Romans wird diese Vorgeschichte rasch in krisenhaft zugespitzten Szenen erzählt: Der in die Ferien heimkommende Michel findet die alte Loni kränklich im Bett und gesteht ihr, er wolle das Priesterstudium aufgeben und auf die Landwirtschaftsschule Weihenstephan wechseln. Loni bestärkt ihn in seinem Plan und verspricht, ihm ihr verbliebenes Geld zu hinterlassen, statt es ihrem Neffen zu geben, einem Anwaltsschreiber in Dachau, der wegen Kassendiebstahls ein Jahr im Gefängnis war und als nichtsnutziger Schmeichler erscheint. Loni drängt daher Afra und den Bauern, einen Notar zu bestellen, um das Testament festzulegen; der Ruepp verschleppt diese Bitte, weil er fürchtet, daß der Schuldschein über die 3000 Mark

bekannt würde. Loni stirbt und wird von Afra gefunden, die darauf dem Ehemann vorwirft, den Termin mit dem Notar hintertrieben zu haben. Ruepp schleicht in das Sterbezimmer, nimmt den Schuldschein sowie weitere Pfandbriefe an sich und wird von Afra ertappt, die aber niemandem davon erzählt. Einige Tage später trifft eine Aufforderung ein, der Ruepp solle gerichtliche Auskunft über den Nachlaß geben. Vor dem Amtsrichter begegnet er dem gesetzlichen Erben Pfeleiderer, der darauf besteht, daß der Bauer und seine Frau durch einen Offenbarungseid die Richtigkeit von Lonis Hinterlassenschaft beschwören. Da Afra dies ablehnt, bietet Ruepp Pfeleiderer eine Geldsumme an, die dieser erpresserisch zu erhöhen versucht. Der Ruepp will darauf seinem erfolgreich schaffenden Nachbarn Lukas, mit dem er seit langem in Streit liegt, ein Grundstück verkaufen, aber dieser lehnt ab. Da es an Geld fehlt und Afra weiterhin den Eid verweigert, sieht der Bauer keinen Ausweg mehr und erhängt sich. In dem auch für Thomas Roman *Der Wittiber* typischen protokollierenden Schluß berichtet der Erzähler, Kaspar habe den verschuldeten Hof übernommen und mit großer Mühe erhalten können; Michel, der seine Liebe zu Stasi, der Tochter des Lukas, und die Hoffnung auf eine Heirat aufgeben muß, sei ein redlich arbeitender Knecht geworden, obwohl die Leute mißtrauisch gegen ihn blieben.

Die Stoffquelle für Thomas *Ruepp* war ANZENGRUBERS Stück *Der Meineidbauer* (1871/72), zumal der Roman zunächst *Der kalte Eid* hieß; deutliche Übernahmen sind die Hintertreibung eines Erbes durch einen falschen Eid, die diktatorische Bestimmung eines Sohnes zum Geistlichen sowie die Liebe zwischen Kindern verfeindeter Eltern. Thoma schrieb den Roman vom 4. 1. bis 22. 4. 1921 nieder, konnte dabei aber auf fünf (im Nachlaß erhaltene) Entwürfe zurückgreifen, von denen zwei (*Der Gerolts Hof*; *Die alte treue Dienerin*) aus dem Jahr 1913 stammten. Die Fragmente *Der Strumpf*, *Der Bucherbauer* und *Die Bucherbauern* sind schwer datierbar (vermutlich 1918), weisen aber Motive, Orte und Personen auf, die im späteren Roman wiederkehren. Dazu gehört die Gestalt des verständnisvollen Priesters, dem die Bäuerin, die im Fragment *Der Gerolts Hof* noch Apollonia heißt und ein uneheliches Kind hat, den Kummer mit dem trunksüchtigen Mann berichtet. Diese unveröffentlichten Quellen belegen Thomas Arbeitsweise, der dieselben Namen für verschiedene Personen verwendete und offene biographische Anspielungen tilgte – so hieß der Priester in *Der Gerolts Hof* noch Daisenberger und verwies auf den langjährigen Pfarrer von Oberammergau, der Thoma getauft hatte und von diesem in den 1919 abgeschlossenen *Erinnerungen* als Ideal des »geistlichen Geistlichen« den politisierenden Priestern des Kulturkampfes gegenübergestellt worden war. Der auslösende Faktor für den Roman liegt in Thomas gleichzeitigem politischem Engagement im »Miesbacher Anzeiger« (*Das Testament Bismarck's*; 19. 12. 1920); dort stellt er die These auf, wäre den

Deutschen dieses warnende Testament nicht vor-enthalten worden, wäre die Katastrophe des Krieges vermieden worden. Der abgedankte Kaiser Wilhelm II., der aus dem Exil erfolgreich gegen die Publikation des Textes prozessierte und ihn schließlich doch freigab, hat in Thomas Augen die Katastrophe zu verantworten, weil er einmal den verantwortungsvollen Mahner aus der Politik entfernte und zudem sein Buch zu hintertreiben versuchte. In dem Artikel *Bergab* (»Miesbacher Anzeiger«, 21. 4. 1921) wirft er den in Berlin regierenden Sozialdemokraten vor, durch die marxistisch orientierte Kapitalismuskritik die Arbeit entwertet und den Ruin des Landes mitverschuldet zu haben. Dieser Vorwurf, historisch falsch wie zahlreiche Äußerungen Thomas in dieser Tageszeitung, und das damit verbundene Lob der Arbeit kehren im Roman wieder in den lyrischen Passagen, in denen Erntearbeit und Natur beschrieben werden. Die Einschätzung der Reichspolitik, des Kaisers, daneben auch des ehemaligen Reichskanzlers Bethmann Hollweg, dem Thoma am 8. 1. 1921 im »Miesbacher Anzeiger« einen Nachruf widmete, liegt analog zur Handlung des Romans, in dem ein Bauer den Hof durch schlechte Wirtschaft herunterbringt, ohne daß seine Angehörigen dem Niedergang steuern können. Der Roman, in dem die kleine dörfliche Welt als Spiegel der großen Welt – in diesem Fall des besiegten Deutschlands – erscheint, bezeugt die Verbindung von dichterischem und publizistischem Werk bei Thoma. G.Rö.

AUSGABEN: Mchn. 1922. – Mchn. 1956 (in *GW*, Hg. A. Knaus, 8 Bde., 7). – Mchn. 1968 (in *GW*, Textred. ders., 6 Bde., 5). – Mchn. 1984.

VERFILMUNG: BRD 1979 (TV; Regie: K. Wilhelm).

LITERATUR: L. T. *Sämtliche Beiträge aus dem Miesbacher Anzeiger 1920/21*, Hg. W. Volkert, Mchn. 1989.

DER WITTIBER

Bauernroman von Ludwig THOMA, erschienen 1911. – Die Frau des Sebastian Glas in Kollbach, genannt der Schormayer, ist unerwartet gestorben, so daß er als Wittiber mit den zwei Kindern Ursula und Lenz, dazu den Dienstboten Zenzi und Girgl, weiterwirtschaftet. Ursula ertappt ihn nach dem Leichentrunke, als ihn die junge Stallmagd Zenzi zu Zärtlichkeiten herausfordert und er sie bedrängt. Die Gehässigkeiten zwischen der Tochter, von der sich der Vater zurechtgewiesen fühlt, und Zenzi lassen ihn Abwechslung suchen, und er geht mit dem Schmuser (Heiratsvermittler) Treterer angeblich auf Brautschau. Angetrunken kommt er heim, während Ursula noch außer Haus ist, und begegnet Zenzi, der er in die Kammer folgt. Um sich vor seinen Kindern zu behaupten, die sein Verhalten verurteilen, besteht er darauf, Zenzi bis Lichtmeß,

dem traditionellen Tag für den Dienstbotenwechsel, zu behalten. Die Magd ist schwanger, so daß Schormayer versucht, ihr mit Geld die Ehe zu ermöglichen oder eine andere Stelle zu finden. Beides mißlingt, so daß Zenzi als Wirtschaftlerin bleibt, nachdem Ursula Kaspar Prückl geheiratet hat. Zenzis Gegenwart im Haus, ihre Schwangerschaft und das Zögern des Vaters, den Hof zu übergeben, machen Lenz gereizt und ungeduldig, so daß er Streit mit dem Knecht beginnt und schließlich mit dem Vater selbst, der ihn aus dem Haus weist. Am nächsten Tag ist Schormayer versöhnlich, findet aber den Sohn nicht, der kurz darauf die Magd auf den Heuboden lockt und sie dort erhängt.

Thoma hatte im August 1910 eine größere Erzählung unter dem Titel *Dionys Schormayr* begonnen, in die er verdeckt autobiographische Motive – die Trennung von seiner Frau – einlagerte (im August 1910 hatte er vom Ehebruch Marion Thomas erfahren und wollte sich mit dem Liebhaber duellieren, aber durch die Vermittlung L. GANGHOFERS wurde dies verhindert). Den Roman schloß er am 2. 3. 1911 ab und bemerkte: »Die Natur war so gütig, mir gerade jetzt, vielleicht durch Aufrütteln und einiges Erdbeben, alle Quellen reicher fließen zu machen, die mir vor lauter Behäbigkeit schier versanden wollten« (an L. Ganghofer, 28. 1. 1911).

In der für bäuerliche Verhältnisse kleinen Familie zerstört der Tod der Mutter das Gleichgewicht, denn es fehlt die versöhnende Helferin und Beraterin für die Tochter Ursula. In dieser Phase des Generationenwechsels will auch die Magd ihre Lage verbessern und stößt dabei notwendig auf den Widerstand der beiden Kinder. Ohne Romantizismen zeichnet Thoma diese bäuerliche Welt mit ihrer Hartherzigkeit, dem berechnenden Egoismus und der scheinheiligen Bigotterie, ohne allerdings ihr Wertesystem selbst in Frage zu stellen. Die Katastrophe erscheint als Folge individuellen Verschuldens – ein in den Bauernromanen Thomas charakteristischer Zug, den er in diesem Genre mit den konservativen Autoren des Kaiserreiches teilt.

G.Rö.

AUSGABEN: Mchn. 1911. – Mchn. 1922 (in *GW*, 7 Bde., 4). – Mchn. 1956 (in *GW*, Hg. A. Knaus, 8 Bde., 6). – Mchn. 1959. – Mchn. 1967 (dtv). – Mchn. 1968 (in *GW*, Textred. A. Knaus, Bd. 5).

DONALD MICHAEL THOMAS

* 27.1.1935 Redruth / Cornwall

THE WHITE HOTEL

(engl.; Ü: *Das weiße Hotel*). Roman von D. M. THOMAS, erschienen 1981. – Obwohl dieser dritte Roman von Thomas – vorausgegangen waren *The*